

*Prof. Dr. Salomon Korn*

## **Das Gedächtnis der Lebenden**

**Rede zum Holocaust-Gedenktag am 27. Januar 2019 in der Paulskirche, Frankfurt**

Jüdische Friedhöfe sind Orte des Gedenkens und zugleich das Gedächtnis der Lebenden. Das jüdische Volk hat seine Toten Jahrhunderte hindurch im Wüstensand begraben, in Höhlen, später auf Friedhöfen, aber auch in unterirdischen Katakomben. Alle diese Orte sind im Wortsinne Ruhestätten. Der Tod ist nur ein Todesschlaf. Mit der Ankunft des Messias, so glauben die Juden, werden ihre Verstorbenen wiedererwachen.

Das sandfarbene Gräberfeld auf dem Jerusalemer Har HaMenuchot, dem »Berg der Ruhenden«, prägt weithin sichtbar die Silhouette der Stadt. Der Rabbiner Chananya Schachar leitet den größten jüdischen Beerdigungsverein Jerusalems. In den vergangenen Monaten hat er viele Interviews gegeben und darin unter anderem den wichtigsten Grundsatz des jüdischen Begräbnisrituals erläutert: »Im Judentum glauben wir, dass der Körper die Hülle einer sehr heiligen Seele ist. Deshalb müssen wir den Körper in einem ehrbaren Zustand aufbewahren. Wir begraben die Toten bis in alle Ewigkeit.« Der Glaube an die Wiederauferstehung am Tage der Rückkehr des Messias ist im jüdischen Glauben untrennbar mit der Unversehrtheit der Verstorbenen verbunden. Den toten Körper eines Menschen, die Hülle seiner Seele, zu verbrennen, ist für gläubige Juden undenkbar.

Anlass für die Interviews ist das Lebensprojekt von Rabbi Schachar, das seit 2016 in den Tiefen des Har HaMenuchot verwirklicht wird: eine unterirdische Nekropole, der erste und größte moderne Untergrundfriedhof der Welt. Das 50 Meter unter dem bestehenden Gräberfeld entstehende Tunnelsystem wird die Bestattung von 22.000 Toten ermöglichen. Die Tunnelgänge sind 15 Meter breit und 15 Meter hoch. Die Halle im Zentrum der Anlage ist in Richtung Himmel geöffnet. Aufzüge und geräumige Gänge werden den Angehörigen ermöglichen, die Gräber ihrer Verstorbenen zu besuchen.

Die unterirdische Nekropole von Jerusalem erzählt von der Ehrerbietung, die die Toten im jüdischen Glauben erfahren. Angepasst an die Moderne wird alles getan, um dem Gebot zu entsprechen, die Gräber auf ewig zu bewahren und den jahrtausendealten Ritus trotz des zunehmenden Platzmangels in Jerusalem leben zu können.

Der im Bau befindliche Friedhof im Inneren des »Bergs der Ruhenden« bildet den größtmöglichen, menschlich nicht fassbaren Gegensatz zu den Aschebergen von Auschwitz. Die Überlebenden, die ab dem 27. Januar 1945 mit letzter Kraft den Ort des fortwährenden Massenmordens in eine völlig ungewisse Zukunft verließen, taten dies in dem Bewusstsein, ihre dort ermordeten Mütter, Väter, Kinder oder Freunde zurücklassen zu müssen. Es gab keinen letzten Abschied von einem Grab, kein letztes Kaddisch, zurück blieb nur Asche.

Namenlose menschliche Asche, etwa 3.300 Tonnen. Menschliche Asche von 1,1 Millionen ver-

brannter Körper, die der Wind über die Weite des Landes trug, die mit Schubkarren und Loren in den See und in die Sümpfe auf dem Lagergelände gekippt worden war, die das Wasser des Flusses Sola und den winterlichen Schnee schwarz färbte. Menschliche Asche, die im Altreich zum Düngen von Feldern benutzt wurde und von Häftlingen auf Gemüsebeeten auf dem KZ-Gelände verteilt werden musste. Nicht ein Quadratmeter des Lagergeländes ist frei von menschlicher Asche, an vielen Stellen ist sie bis heute zusätzlich durchsetzt mit winzigen Knochensplintern. Bis heute verlässt keine Besuchergruppe das ehemalige KZ-Gelände ohne Aschepartikel an den Schuhen.

Wie aber umgehen mit der Asche der Lieben, der Verwandten und Freunde? Wie umgehen mit der grausamen Tatsache, dass die Unglücklichen nicht einzeln verbrannt worden waren, sondern in den Flammen der Öfen, im Feuer der Scheiterhaufen und offenen Verbrennungsgruben eins wurden mit der Asche fremder Leidensgenossen? Wie verkraftet man es als Hinterbliebener, dass auch noch die Asche der geliebten Familienmitglieder geschändet und wie Abfall behandelt wurde? Wie umgehen mit diesem blindwütigen, aus Rassenhass geborenen Vernichtungswillen; mit dieser Besessenheit, Menschen in ihrer ganzen Existenz ausmerzen zu wollen? Fragen, auf die in den fast 80 Jahren seit dem Tag der Befreiung niemand eine Antwort geben konnte.

Auch eine spätere Bergung der verbliebenen Tonnen menschlicher Asche war unmöglich. Nicht zuletzt, weil die Orte des Massenmords und die von den Schlächtern hinterlassenen Relikte des größten Menschheitsverbrechens bewahrt und die Totenruhe sichergestellt werden sollte. Die Überlebenden und ihre Nachkommen suchten deshalb nach einer Geste, den Toten dennoch Liebe und Respekt zuteil werden zu lassen: Sie füllten menschliche Asche aus Auschwitz in Urnen und legten diese auf jüdischen Friedhöfen im In- und Ausland zur Ruhe. Auch an zahlreichen offiziellen Gedenkortern finden sich solche Urnen. Einer dieser Orte hier in Frankfurt ist die im Mai 1959 enthüllte Grabstele auf dem Neuen Jüdischen Friedhof Eckenheimer Landstraße.

Für die Überlebenden und ihre Nachkommen gibt es keinen endgültigen Abschied von Auschwitz. Der 27. Januar ist für sie ein symbolisches Datum. Wer überlebt hat, weiß, dass er sein Überleben nur einem Zufall zu verdanken hat. Viele Holocaust-Überlebende litten und leiden zeitlebens unter ihrer Rettung. Sie machen sich Vorwürfe und fühlen Scham, das eigene Überleben sei nur auf Kosten schwächerer Mithäftlinge möglich gewesen. In ihren Träumen und Gedanken kommen sie niemals los von Auschwitz und den hunderten anderen Orten der Qual und Vernichtung. »Verstreut meine Asche in Auschwitz. Dort bin ich gestorben«, so lautete der letzte Wunsch des deutsch-tschechischen Filmregisseurs Thomas Fantl. Er verlor 64 Angehörige. Das Leben nach Auschwitz, Buchenwald und Treblinka hatte ihn gelehrt, dass man der Erinnerung an das Durchlittene nicht entkommen kann. Familie, Liebe, Beruf – all das sind Ablenkungen. Doch im Alter, wenn die Tage lang werden und viel Zeit zum Nachdenken und Erinnern lassen, taucht alles wieder auf. Taucht auf, schiebt sich an die Oberfläche wie die menschlichen Knochenreste im Aschesand von Auschwitz.

»Der Tod von Auschwitz ist Teil unseres Lebens«, so formulierte es der Rechtsanwalt Thomas Walther vor vier Jahren in einem eindrucksvollen Plädoyer. Thomas Walther war Vertreter der 31 Nebenkläger im Prozess gegen Oskar Gröning, dem sogenannten »Buchhalter von Auschwitz«.

Um auch jenen Klägern eine Stimme zu geben, die aus Altersgründen nicht an der Gerichtsverhandlung teilnehmen konnten, beschreibt Walther die Folgen des Erlebten aus der Ich-Perspektive. Er berichtet von Leid, von Verlust und der »Abwesenheit eines millionenfachen Kaddisch an den Totenbetten unserer ermordeten Familien, deren Stimmen in Auschwitz verstummten.« Wer gemeinsam mit seiner Familie, mit Vater, Mutter, Schwestern und Brüdern, der Großmutter und dem Großvater nach Auschwitz deportiert worden war und als verwaistes Kind den 27. Januar 1945 erlebte, musste seine ermordeten, verbrannten Eltern, Geschwister und Verwandten dem KZ-Gelände überlassen. Das war der Abschied. Der jüdische Bestattungsritus, diese letzte, den Hinterbliebenen trostspendende Ehrung ihrer Verstorbenen, war den Überlebenden verwehrt. Auch davon erzählt Thomas Walther mitfühlend aus der Ich-Perspektive in seinem Plädoyer: »Wir mussten das Schiwa-Sitzen als Ritus der Bestattung unserer Toten erst sehr spät in unserem Leben lernen. So sind doch unsere eigenen Vorgenerationen ganz ohne die Gegenwart unserer Trauer mit der Asche von Auschwitz in alle Winde, Flüsse und Sümpfe verstreut worden. Unsere Eltern konnten uns einen jüdischen Bestattungs-Ritus nicht lehren.« Das Plädoyer von Thomas Walther in Lüneburg war eine letzte öffentliche Wortmeldung einer Gruppe von Überlebenden im Namen der Ermordeten. Das Landgericht Lüneburg verurteilte den damals 94jährigen Oskar Gröning zu vier Jahren Haft wegen Beihilfe zum Mord in 300.000 Fällen. Für die Mehrheit der Nebenkläger war das Strafmaß nicht entscheidend. Was für sie zählte, war die Tatsache, dass Oskar Gröning sich doch noch zu Lebzeiten vor Gericht verantworten und den ebenfalls hochbetagten, zum Prozess angereisten Überlebenden des Todeslagers in die Augen schauen musste.

Ganz im Sinne des unerschrockenen Frankfurter Generalstaatsanwalts Fritz Bauer, dessen ruhelosem Wirken die Auschwitz-Prozesse zu verdanken sind, fand in dem Lüneburger Verfahren die, wie Bauer es nannte, unverzichtbare »Konfrontation mit der Vergangenheit« statt. Auch für Thomas Walther war dieser Aspekt ein zentrales Anliegen seines langjährigen, engagierten Einsatzes für diesen Prozess. Noch wichtiger war ihm, den hochbetagten Klägern durch seine Ermittlungen, das Gerichtsverfahren und die letztlich doch noch erfolgte Verurteilung den Glauben an das Funktionieren des deutschen Rechtsstaats zurückzugeben. Die jahrzehntelang von Gerichten und Behörden geübte Nachsicht mit Tätern und Schuldigen bleibt ebenso ein Skandal wie die inzwischen breiter erforschte Fürsorge staatlicher deutscher und südamerikanischer Stellen gegenüber ins Ausland geflüchteten Kriegsverbrechern.

Die Nebenkläger des Lüneburger Prozesses wie auch alle anderen Überlebenden litten nach dem Zusammenbruch des nationalsozialistisch-deutschen Terrorregimes unter der eisigen Ignoranz, die ihnen seitens der Mehrheitsgesellschaft entgegenschlug. Und sie trugen schwer an ihrem überbordenden Wissen über Tod und Gewalt. Quälende Bilder, die verdrängt werden mussten, um den Alltag ertragen zu können. Sie wollten die erlebte Grausamkeit vergessen und Erinnerungen an das Erlittene nicht ihren Kindern zumuten. Für viele dieser Familien erwies sich die Erinnerung an Auschwitz als zerstörerisches Erbe, anderen gelang mit Hilfe ihrer Angehörigen eine Art zweite Befreiung.

Unvergesslich ist in diesem Zusammenhang die Schilderung des Historikers und Holocaust-Überlebenden Arno Lustiger, Mitbegründer der Jüdischen Gemeinde Frankfurt am Main. Lustiger erlebte den Tag der Befreiung in der Nähe von Halberstadt im heutigen Sachsen-Anhalt. Er hatte mehrere Konzentrationslager, darunter auch Auschwitz, überlebt. Auf dem Todesmarsch gelang ihm die Flucht. Zwei Volkssturmmänner entdeckten ihn und schossen ihn an. Amerikanische Soldaten fanden ihn halbtot und brachten ihn in ein Lazarett. Sein Vater, sein Bruder und weitere Angehörige wurden in Auschwitz ermordet. Wie durch ein Wunder fand er seine Mutter und seine Schwestern wieder. Arno Lustiger schwieg über seine Erlebnisse Jahrzehnte hindurch. Seine Kinder glaubten, die Häftlingsnummer aus Auschwitz sei eine besondere und deshalb eintätowierte Telefonnummer.

Heute vor 34 Jahren, am 40. Jahrestag der Befreiung von Auschwitz, fand hier in Frankfurt ein Schweigemarsch statt. Auf die Bitte, eine kleine Rede zu halten, trug Arno Lustiger das folgende Gedicht des großen Exilschriftstellers Hans Sahl vor: »Wir sind die Letzten. Fragt uns aus. Wir sind zuständig. Wir tragen den Zettelkasten mit den Steckbriefen unserer Freunde wie einen Bauchladen vor uns her. Forschungsinstitute bewerben sich um Wäscherechnungen Verschollener, Museen bewahren die Stichworte unserer Agonie wie Reliquien unter Glas auf. Wir, die wir unsere Zeit vertrödelten, aus begreiflichen Gründen, sind zu Trödlern des Unbegreiflichen geworden. Unser Schicksal steht unter Denkmalschutz. Unser bester Kunde ist das schlechte Gewissen der Nachwelt. Greift zu, bedient euch. Wir sind die Letzten. Fragt uns aus. Wir sind zuständig.« Seine Kinder, so berichtete Arno Lustiger später, begriffen das Gedicht im wörtlichen Sinne als Aufforderung. Sie begannen zu fragen und er begann über das Unbegreifliche zu berichten, begann zu forschen und Zeugnis abzulegen.

Zeitzeugen wie Arno Lustiger haben der Nachwelt reich bestückte Zettelkästen hinterlassen. Der endgültige Abschied von den Zeitzeugen steht bevor, doch ihre Berichte bleiben. Die Erinnerungsprotokolle sind Erlebniszugänge, die es den Nachkommen ermöglichen, die unfassbaren Fakten und Zahlen einzuordnen, das Ausmaß des Verbrechens und Leidens ansatzweise nachzempfinden, zu erahnen. Die Zeitzeugenberichte vervollständigen die nüchternen Protokolle der Historiker. Das Verbrechen des millionenfachen, fabrikmäßigen Mordens von deutscher Hand und in deutschem Namen lässt sich unter anderem dank Zeitzeugenberichten und Darstellungen von Tätern nicht leugnen. Mag die menschliche Asche in Auschwitz irgendwann gänzlich verweht und zu Staub geworden sein – die Namen der in den Gaskammern qualvoll Erstickenen verwehen niemals. Die Nachwelt ist unauslöschlich von Auschwitz geprägt. Bis hinein in die Sprachen der Völker der Welt hat das Massenmorden der Nationalsozialisten seine grausamen, blutigen Spuren hinterlassen. Längst ist der Name Auschwitz zum Synonym des Menschheitsverbrechens an den Juden geworden und die mit dem Wort Konzentrationslager verbundenen Assoziationen unauslöschlich. Der Völkermord an den europäischen Juden mag von Wirrköpfen und Geschichtsblinden weltweit relativiert oder verneint werden. Die jüdische Gemeinschaft wird gemeinsam mit allen wohlmeinenden, aufgeklärten und engagierten nichtjüdischen Menschen nicht ruhen, die Erinnerung an die

Ermordeten und das Leid der Überlebenden wachzuhalten. Der Holocaustgedenktag ist deshalb auch ein Anlass, um all jenen zu danken, die seit Jahrzehnten Seit´ an Seit´ mit der jüdischen Gemeinschaft im Dienste der Wahrheit und der Erinnerung im Einsatz sind. Das fabrikmäßige Morden Unschuldiger durch deutsche Soldaten, ihre Vordenker, Handlanger und Unterstützer markierte den endgültigen Abschied von dem Glauben an das Vorhandensein letzter Hemmschwellen und nicht überschreitbarer roter Linien im menschlichen Umgang. Die Zeit des Abschiednehmens begann jedoch schon 1933. Was folgte war eine Kette grausamer, demütigender Abschiedsgesten seitens des deutschen Staates und weiten Teilen der Bevölkerung gegenüber der jüdischen Bevölkerung, die im humanitären Inferno von Auschwitz gipfelten. Die 1935 erlassenen Nürnberger Gesetze unterstrichen, wie ernst die zwei Jahre zuvor stattgefundene Bücherverbrennung gemeint war. Ganz und gar unmissverständlich waren drei Jahre später die Novemberpogrome, diese alptraumhaften Tage und Nächte im Herbst 1938, die neben allen anderen Grausamkeiten die vollständige Auslöschung des Landjudentums in ganz Deutschland zur Folge hatten. Die düstere Vorahnung von Heinrich Heine, nach der auf das Verbrennen von Büchern das Verbrennen von Menschen folgen wird, wurde vorstellbar.

»In jener sogenannten ›Reichskristallnacht‹ verbrannte mit den ›Synagogen-Tempeln‹ das innige Bekenntnis und die unerwiderte Liebe der deutschen Juden – der jüdischen Deutschen – zu ihrem Vaterland.« Dieses Zitat stammt aus einer Rede zum Gedenken an die Novemberpogrome, die ich hier in der Frankfurter Paulskirche 1993 hielt. Die Liebe zu Deutschland. Viele Juden sind an ihr verzweifelt. Einer davon war der unvergessene Ignatz Bubis, sel.A. Im Jahr vor meiner Rede war er zum Präsidenten des Zentralrates der Juden in Deutschland gewählt worden und saß mit im Publikum.

Es war die Zeit fremdenfeindlicher Brandanschläge: Hoyerswerda, Rostock, Mölln, Solingen, Städtenamen, die für eine Welle rechtsextremer Gewaltexzesse in den Jahren nach der Wiedervereinigung stehen – Ausbrüche blindwütigen Fremdenhasses, bei denen der Tod unschuldiger Menschen billigend in Kauf genommen wurde. Juden und Angehörige anderer Minderheiten lebten in Angst. Das Ausmaß der Ereignisse war schockierend, Beklemmung machte sich breit, erstmals seit Jahrzehnten keimte auch innerhalb der jüdischen Gemeinschaft ein Gefühl von Unsicherheit auf. Das Ausland reagierte zunehmend irritiert, Israel entsetzt. Ignatz Bubis, deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens – wie er sich selbst bezeichnete – widerstand bei seinem Antrittsbesuch als Präsident des Zentralrats der Juden in Deutschland allen Anfeindungen und Beschimpfungen, denen er sich in Israel vor dem Hintergrund der Ereignisse wegen seiner deutschen Staatsangehörigkeit erwehren musste. Er widersprach israelischen Politikern und Journalisten, die den Abbruch der diplomatischen Beziehungen mit dem gerade wiedervereinigten Deutschland forderten. Und er beruhigte all jene in Deutschland lebenden Juden, die besorgt eine Auswanderung erwogen. Ignatz Bubis stand zu seinem Deutschsein, zu seiner festen Bindung an seine schwierige Heimat und insbesondere zu seiner Verwurzelung in Frankfurt am Main.

Bei einem Gang durch die Holocaust-Gedenkstätte Yad Vaschem im Rahmen dieses Antritts-

besuchs erklärte er einem ARD-Korrespondenten tief gerührt seine Empfindungen: »Dieser Hass gegen Ausländer ist schrecklich. Aber ich bleibe in Deutschland; denn ich glaube an die moralische Kraft der Demokratie, die auf dem Boden des Grundgesetzes entstanden ist. Doch wenn ich sterbe, will ich in Israel begraben werden. Denn der Gedanke, mein Grab könnte geschändet werden, ist mir unerträglich.« Ignatz Bubis wollte nicht, dass seine letzte Ruhestätte zum Symbol seiner unerwiderten Liebe zu Deutschland wird. Den Wunsch, in Israel begraben werden zu wollen, wiederholte er kurz vor seinem Tod 1999 in einem berühmt gewordenen Interview. Die Auseinandersetzung mit Martin Walser um die »Instrumentalisierung des Holocaust-Gedenkens«, die in vieler Hinsicht befremdliche Debatte über Bubis' Kritik und nicht zuletzt der Anschlag auf das Grab seines Amtsvorgängers Heinz Galinskis schienen ihn in seiner Entscheidung zu bestätigen. Bubis' resignierte Bilanz, er habe »nichts, oder fast nichts« bewirkt, hallt bis heute nach.

Mit diesen Abschiedsworten hat Ignatz Bubis vieles von dem bewirkt, was er vermeintlich nicht bewegt zu haben glaubte. Sein authentisches, emotionales Bekenntnis hat das Nachdenken und Diskutieren über Zustand und Zukunft des deutsch-jüdischen Verhältnisses vertieft und voran gebracht. Kein Ort bebildert denn auch die ganze Tragik des Verhältnisses zwischen jüdischer Minderheit und nichtjüdischer Mehrheitsgesellschaft nach Auschwitz so eindringlich und anrührend wie das Grab von Ignatz Bubis in Israel. Ungezügelter Judenhass im Internet, die Festigung des Rechtspopulismus, der Zulauf zu rechteextremen Parteien, antisemitische Gewalttaten bis hin zu rechtsradikalen Terrornetzen – das ist die aktuelle Situation 19 Jahre nach dem Tod von Ignatz Bubis. Europaweit fühlen sich die Angehörigen der jüdischen Minderheit tief verunsichert, viele leben in Angst. In Deutschland steigt die Zahl derer, die über Auswanderung zumindest schon nachgedacht haben. Sind dies Belege dafür, dass in den vergangenen Jahrzehnten nichts erreicht wurde? Nein, es wurde viel erreicht, aber bei weitem nicht genug. Vor allem aber rächen sich jetzt die Versäumnisse der Vergangenheit. Die Hoffnung, rechtsradikale Umtriebe, Gewalttaten und Netzwerke würden durch rechtskonservative Positionen etablierter Parteien immer weniger Unterstützer finden, war und ist ein Irrweg. Nachhaltige Erfolge bei der Bekämpfung des Rechtsradikalismus sind nur durch einen starken Rechtsstaat und fundierte politische Bildung zu erreichen. Minderheiten sind Schutzbefohlene der Demokratie. Entsprechend muss unter Ausschöpfung der verfügbaren rechtsstaatlichen Mittel mit aller Härte gegen Verfassungsfeinde und Rassisten vorgegangen werden und endlich auch konsequent gegen die Lautsprecher der hasserfüllten, selbsternannten Zerstörer unseres demokratischen Rechtsstaats: die sozialen Medien, allen voran Facebook. Mit Blick auf die bevorstehenden drei Landtagswahlen und zu befürchtende internetbasierte Einflussnahmen ein Anliegen von höchster Dringlichkeit.

Am Nachmittag des 27. Januar 1945 wurde das Vernichtungslager Auschwitz von sowjetischen Soldaten für befreit erklärt. Der Holocaust-Gedenktag gehört den Toten und Überlebenden von Auschwitz und allen anderen Konzentrations- und Todeslagern. Obwohl die in polnischen Wäldern versteckten Vernichtungslager, wie Treblinka, Sobibór, Chelmno und Belzec, schon viel früher befreit wurden, erfuhr die Welt erst mit der Befreiung von Auschwitz erste Umrisse von dem Ausmaß

des größten Menschheitsverbrechens. Jede Gedenkveranstaltung, die seit diesem Tag irgendwo auf der Welt im Gedenken an die ermordeten Opfer abgehalten wurde und in Zukunft abgehalten werden wird, ist eine Ehrung der Ermordeten, ein Totengedenken. Die versammelten Gleichgesinnten, die Wohlmeinenden und Anteil Nehmenden, Juden und Nichtjuden, sitzen im symbolischen Sinne »Schiwa«, wie es im Jüdischen heißt. Nicht sieben Tage, wie es der Ritus vorschreibt. Meist nur Stunden, aber dieses gemeinsame Gedenken, wo immer es stattfindet, wirkt über den Tag hinaus. Die Teilnehmer der Mahnwachen, der Gedenkveranstaltungen und Begegnungen mit Überlebenden, die Besucher der Gedenkstätten, die Zuschauer, Zuhörer, Leserinnen und Leser, sie alle werden von diesem Zeitpunkt an selbst zu Zeitzeugen des größten Menschheitsverbrechens. Ihr Wissen, Ihre Anteilnahme, jedes anschließend geführte Gespräch über das Schicksal der Ermordeten ehrt die Toten. Die menschliche Asche und die menschlichen Knochenreste in Auschwitz sind Aufschrei und Flehen, das Überlieferte nie zu vergessen.

Nein, keiner dieser Toten ist ausgelöscht. Das Gedenken an die von deutscher Hand Ermordeten, Verbrannten, Erschossenen, zu Tode Gequälten lebt fort. Sie sind unter uns und in unseren Herzen. Das Vermächtnis der Überlebenden wird von uns weitergereicht.